

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode

Filfter Jahrgang.

81.

Mittwoch, 10. Oktob.

1838.

Michel Lambert.

Ein Sänger aus dem 17:ten Jahrhundert.

In der ersten Hälfte jenes klassischen Jahrhunderts, in welchem sich in Frankreich Alles für Verse interessirte, waren die Jünger der Tonkunst nur wenig geehrt, obgleich man die Musik selbst sehr gern hatte. Es galt für höchst anstosig, sich mit einem musikalischen Instrumente zu befassen oder etwas Anderes singen zu können, als die Baudevilles und lustigen Lieder der Zeit; nur einige Damen bursteten sich, ohne errotheln zu müssen, mit Musik beschäftigen, während ein Edelmann, der sich so etwas in den Sinn kommen ließ, von der ganzen Welt ausgelacht wurde. Die einzige Ausnahme, die man nennen kann, ist Herr von Lenclos, der aber auch den Ruf eines Tollhauslers hatte und seine Liebe zur Laute nicht eingestand, wiewohl er sie zum Entzücken spielte. Wie viele Leute, die von seiner Virtuosität auf mehreren Instrumenten wußten, haben sich nicht verächtlich über ihn geäußert! Nichtsdestoweniger hörte man doch zuweilen gern Musik im Salon oder auf der Promenade, und wer nicht reich genug war, um sich eine „Bande“, „Valets  violons“ zu halten, engagirte Musikanten auf den Tag, die er seiner Geliebten schickte. Daber blieb auch diese Kunst, da sie so lange den Lakaien überlassen wurde, weit hinter den anderen Künsten zurück, die eine höhere Stelle einnahmen. Zur eigentlichen Wiedererhebung der Musik hat Lambert, trotz seiner niedrigen Herkunft, besonders viel beigetragen; denn er war es, der dem berühmten Lulli den Weg bahnte, welcher sich bald vollends zu Ehren brachte.

Michel Lambert wurde zu Vivonne in Poitou im Jahre 1610 geboren. Seine Mutter, eine arme Frau aus dem Volk, war zur Zeit ihrer Schwangerschaft ganz leidenschaftlich für Musik eingenommen und rührte sich nicht aus der Kirche, in der einige Nonnen zur Orgel zu singen pflegten. Ob dieser Um-

stand auf die außerordentlichen Anlagen ihres Sohnes Einfluss hatte, lassen wir dahingestellt sein; genug, schon vom zehnten Jahre an wurde der kleine Michel überall in der Gegend bewundert wegen seiner Stimme und seines herrlichen Gesanges. Aus weiter Ferne kamen die Leute herbei, ihn zu hören. Moulinsiez, Kapellmeister von Monsieur, des Königs Bruder, wünschte, ihn in den Vagantchor aufzunehmen, und brachte ihn auf das Schloß Champigny, wo der Prinz sich aufhielt. Lambert ward nun in die Regeln seiner Kunst eingeweiht und ließ bald seine Kameraden weit hinter sich.

In der Umgebung des Königs lebte damals ein Mann, den wir hier nicht übergehen dürfen, Meister De Niert, der früher Kammerdiener des Herrn von Créqui gewesen. Er hatte diesen Herrn auf seiner Gesandtschaft nach Rom begleitet und sich eine neue Gesangsweise in Italien angeeignet, die bei Hofe außerordentlich gefiel, als er dahin zurückkehrte. De Niert war eine Art Sonderling, der sich etwas einbildete, so daß er von seinem Herrn niemals den ausdrücklichen Befehl, zu singen, bekam. Nahm ihn dieser irgendwobin mit, so fragte gewöhnlich De Niert, ob er seine Laute mitnehmen solle. Dann pflegte der Herzog zu antworten: „Wie du willst“, und diese Worte, wurde ausgemacht, sollten bedeuten, daß er sie mitzunehmen habe. — Da Ludwig XIII. viel Geschmal für Musik hatte und sogar selbst die Laute spielte, so brachte ihm einmal Herr von Créqui, als Jener sich besonders ennuyirt, De Niert mit, der den König so sehr entzückte, daß er ihn in seine Hofhaltung aufnehmen wollte. Nach sechs Monaten hatte unser Musiker die Stelle eines ersten Kammerdieners, und er wäre eine Art Günstling geworden, wenn er nicht den Fehler begangen, sich in eine Hofdame der Königin zu vergaffen; der König aber sah es nicht gern, daß seine Leute Frauen hatten. — Weit entfernt, sich eifersüchtig gegen den kleinen Michel zu zeigen, erbot sich noch Meister De Niert, ihm selbst Unterricht zu geben, was er so vortrefflich that, daß Lambert in weniger als zwei Jahren so geschickt wie Jener war. Alle, die etwas Geschmal besaßen, bekamen bald einen wahren Widerwillen vor jenen miserablen Geigern, den Valets à violons, die Einem die Ohren zerrissen. Man fing an, sich über die Lustig zu machen, die solche Höllenmusik ausführen ließen, und es wurde Mode, nur gute Instrumente zu hören. Benserade, der damals einen Flötenspieler zu seinem einzigen Lakaien hatte, belustigte die Lacher auf dessen Kosten. De Niert und Lambert waren so sehr gesucht, daß man sich in den Salons, wo sie singen sollten, förmlich erdrückte; doch standen sie hier immer in einer gewissen Inferiorität, die den Bedienten verrieth. Bezahlt ließen sie sich sehr gut, aber man behandelte sie darum doch sehr vornehm, und selbst in der Stadt konnte man sich nicht enthalten, sie ein wenig wie Seiltänzer zu betrachten.

Daß Michel seinen Lehrer weit überholt habe, merkten bald auch Diejenigen, die am wenigsten davon verstanden. De Niert starb überdies jung, und so behielt Lambert den ganzen Zudrang allein. Seine Stimme, die weder sehr stark, noch sehr schön war, wußte er durch die außerordentliche Kunst, die er in seinen Gesang brachte, sehr angenehm zu machen. Er sang, so viel er konnte, mit der Brust, selten durch die Kehle, und so konnte er sich zu den höchsten Noten erheben; am meisten aber glänzte er durch den Ausdruck, und es hieß,

man könnte sie nicht a

Sch Mund sel Gracie un den behau über nicht gen zu str

Der geschweige aber die fer Säng Stunden, er sich hö geworden, nachlässig Wort, des ging er Minute t sagt, wen sich schme eines von gehenden verstand, sehr amü Menge T Jede beg baare Lor mit einem Ei

In unser Poesie g Herzen, es gerade desto mel Er schen Das Ge wünschte

dem klein ihn nur Cänger von Ba von Ba der gera „Meister

man könne unmöglich die ganze Schönheit einer Musik empfinden, so lange man sie nicht aus Lambert's Munde gehört.

Schön war Michel nicht: sein Wuchs war klein, sein Kopf dick und der Mund sehr breit; wenn er aber sang, sah man ihm gern ins Gesicht regen der Grazie und Sicherheit, mit der er die Schwierigkeiten überwand. Gelehrte haben behauptet, alle Musikanten hätten einen kleinen Schuß. Wir wollen hierüber nicht entscheiden; daß aber Lambert nicht der Mann war, jene Leute Lügen zu strafen, wird seine Geschichte zeigen.

Der Kardinal Richelieu war schon gegen die Dichter nicht sehr splendid, geschweige denn gegen die Musiker. Lambert hat zwar nichts von ihm gewollt, aber die Welt meinte, der Minister sollte ihn mit einer Pension beglücken. Unser Sängler war nicht darauf angewiesen; er hatte Geld genug von den Stunden, die er Damen gab, und von seiner Einnahme in den Salons, wo er sich hören ließ, hätte er noch mehr singen wollen, so wäre er bald so reich geworden, sich eine Equipage zu halten; aber nie sah man einen leichtsinnigeren, nachlässigeren Menschen, als er war. Jeden Morgen gab er aller Welt sein Wort, des Abends zu kommen, und immer mit der größten Treueherzigkeit; dann ging er zu Niemanden. Wer ihn sicher haben wollte, durfte ihn nicht eine Minute los lassen, sonst war er nicht mehr zu sehen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß im Durchschnitt täglich zehn Häuser in Paris sich schmeichelten, Lambert zu hören; es war noch ein großes Wunder, wenn er eines von diesen besuchte. Gewöhnlich ließ er sich von dem ersten besten Vorübergehenden, der ihn auf der Straße packte und den günstigen Augenblick zu nützen verstand, mitschleppen, so gewöhnte er sich an ein Vagabundenleben, das ihn sehr amüsirte, obwohl es ihm all seinen Verdienst aus dem Beutel lokte. Eine Menge Taugenichtse drängten sich um ihn in den Schenken, wo er sehr oft ihre Bege bezahlte und sie obendrein das gratis hören ließ, wofür man ihm anderswo baare Louisd'ors gegeben hätte; aber dafür hörten ihn auch diese gemeinen Leute mit einem rasenden Beifall.

Eine andere bedeutende Ausgabe bei Meister Michel waren die Frauen. In unseren Tagen lassen sich die Damen der feinen Welt eher durch Musik als Poesie gewinnen. Der unbedeutendste Sängler findet schneller den Weg zu ihrem Herzen, als der größte Schönggeist oder Dichter. Im 17:ten Jahrhundert war es gerade umgekehrt. Bei den feinen Damen machte Lambert nicht viel Glück, desto mehr aber beim Mittelstand, denn er wußte sich wohl einzuschmeicheln. Er schenkte seiner Geliebten sehr viel, und außerdem unterhielt er noch Andere. Das Geld dauerte bei ihm nicht lange; aber er fühlte sich glücklich, und weiter wünschte er nichts.

Eines Tages, da man bei dem Dejeuner des Herrn Kardinals viel von dem kleinen Michel gesprochen, versprach seine Eminenz mehreren Damen, die ihn nur dem Ruf nach kannten, sie sollten noch an demselben Abend den großen Sängler in Rucl nach der Komödie hören. Der Minister schickte sogleich Herrn von Vautru mit einem Wagen nach Paris, um Lambert mitzubringen. Herr von Vautru war lange in der Stadt herumgefahren, ehe er seinen Mann fand, der gerade Stunden gab. Endlich traf er ihn beim Präsidenten Lepailleur. — „Meister Michel,“ sagte er, „wenn's Euch gefällig ist, gehen wir diesen Abend

zusammen nach Ruel. Der Herr Kardinal hat Euch angesehenen Damen zugesagt.“ — „Mein Herr, ich habe den ganzen Morgen nichts als gesungen, so daß ich Abends nicht bei Stimme sein werde; indes, dem Herrn Kardinal kann man sich nicht entziehen. Ich stehe zu Diensten.“ — „Ich werde Sie Punkt sechs Uhr im Wagen von ihrer Wohnung abholen. Halten Sie sich im Voraus fertig und lassen Sie uns ja nicht sitzen. Der König wird vielleicht in Ruel sein, und die Prinzessin Marie wünscht sehr, Sie zu hören.“ — „Sie können sich auf mich verlassen. Zu welcher Stunde soll ich bereit sein?“ — „Punkt sechs Uhr und in Ihrer Wohnung.“ — „Gut; ich werde da sein.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die Kummel-Spekulation.

(Ein Berliner Schwanke.)

Zwei Elenkneher saßen zusammen auf der Treppe eines Ekhauses und sprachen von Diesem und Jenem. „Hör' mal du,“ sagte der Eine, „ich habe mir det schonst lange überlegt, wir müssen mal uf'n leichte Weise ein Paar Troschen verdienen, det Tragen jreißt zu sehr an, un man hat weiter keen Verjningen davon. Weeste wat, wir wollen mal mit Schnaps spekulieren. Ueber acht Dage is det Wottensfest in Lichtenberch, bis dahin sparen wir uns achtzehn Troschen un koosen vor'n Thaler ein kleen Sönneken mit Kummel. Die sechs Troschen Rabatt die sind denn schonst unser, un denn feste, natürlich, mit einzelne Kläser Inschenken verdient man ooch noch 'ne Menge Geld.“ Der Andere ging in diesen Vorschlag ein, un als der festliche Tag erschienen war, zogen Beide früh Morgens zum Thor hinaus, Kummelbeladen gen Lichtenberg. Kaum waren sie aber eine Viertelfunde gegangen, so hielt derjenige, welcher das Käßchen trug, an, un sagte: „Hör' mal, Sperkel, det is heute ohsig neblig; wir wollen Jeder Eenen jenießen, sonst erkälten wir uns.“ Dies geschah un wiederholte sich mehrere Male.

Sperkel. Du, Lehmann, seh' mal in det Faß rin, Komm mal her! Geh' mal wat da schon vor eine Deffnung in den Kummel entfanben is.

Lehmann. (Schaut hinein.) Hol' mir der Deibel, richtig! Wie det Meßens in de Welt abnimmt, des is merkwürdig! den ganzen Rabatt haben wir nu schon vernossen; anjezt bleibt uns kloß noch de Waare an un für sich. Na aber det schadt nisch, ik tröste mir; et war heute neblig, un bei solch Wetter muß man sich sehr inacht nehmen. Mir is schonst wieder so kalt in Wagen, schenk' mir mal Eenen in, aber schwabbern muß er.

Sperkel. Ne, Lehmann, det jezt nich mehr! Von de Waare dürfen wir nisch anjeizen, dabei jingen wir zu Grunde. Mir durschtert ooch noch, aber ik wer' dir erklären, wie wir die Sache machen. Verlooft muß der Borrath werden, dazu is er da! Ob wir nur davon jenießen oder ein Anderer. Jeder is sich selber der Nächste. (Er greift in die Seitentasche der Tasse.) Geh' mal, ik schenke mir jezt eenen in, un jebe dir davor een Troschen, damit die Tschichte ihren orntlichen Gang jehet. (Er gibt Lehmann einen Silbergroßhen un trinkt.)

Lehmann. Sperkel, ik kann't nit mehr aushalten, halte mal an! Schenk' mir mal vor'n Troschen in! (Er trinkt un bezahlt.)

Sperkel. Die Gelegenheit wer' ik benutzen, mir is die Reste ooch schonst wieder so droken. (Er trinkt und bezahlt. Sie gehen weiter.)

Lehmann. Du, sez' mal die Sonne ab un jiez' Genen in. Ik muß Ezen pfeifen, mir ist so musikalische zu Muthen. (Trinkt und bezahlt.)

Sperkel. Et wuß' durchaus heute an de Witterung liejen. (Er schenkt ein.) So'n Durst, wie ik heute habe, is mir noch nich verjekommen, ob'schon mir schon viele Dursthe vorjekommen sind. (Trinkt und bezahlt.)

Lehmann. (Sehr ernst.) Ik will dir sagen, Sperkel, det liegt woll ooch mehr an de Gelegenheit! Wir haben den Kümmel sonst nicht so bei der Hand, wie heute.

Als sie nach Lichtenberg kamen, war der Handelsartikel bis auf eine Reige verschwunden. Sie zählten darauf ihre Baarschaft, sahen sich gegenseit mit großen Augen an und konnten vor Verwunderung nicht zu Worte kommen. Ihr Vermögen bestand nämlich in einem Silbergroshen, mit welchem sie sich wechselseitig bezahlt hatten.

Das Taschmesser.

Ein Schauspieler erhielt von seinem Direktor ein schönes Taschmesser zum Geschenk. Ein Mißverständnis gab Anlaß, daß der Letztere dem Erstern halb darauf das Engagement auflündigte. Der Schauspieler sandte dem Direktor am Tage seines Abganges, nebst den sämtlichen Rollen, auch jenes Messer zurück, welches ihm aber alsobald mit dem Bedeuten wieder zugestellt wurde, daß er dies Taschmesser, als sein Eigenthum, nicht abzuliefern habe. Der Schauspieler ließ jedoch unter seiner besten Empfehlung dem Direktor andeuten, daß Derjenige, welcher ihm sein Brod nehme, immerhin das Messer auch behalten könne. — Dadurch soll der Schauspieldirektor veranlaßt worden sein, das Engagement zu erneuern.

Schleichhandel durch Mäntel.

Seit länger als zehn Jahren geht eine Diligence, ein Privatunternehmen eines französischen Kaufmanns, zweimal jährlich von Straßburg nach St. Petersburg. Gewöhnlich ist diese Diligence mit französischen Gouvernantinen besetzt, die einen Kondukteur zum Begleiter haben. Vor einiger Zeit kommt zu Douane an der russischen Grenze ein anderer französischer Kaufmann, dem man einige verbotene Waaren konfiscirt. Verdrüsslich über dies Mißgeschick, fängt er an zu resonniren und zu schimpfen, und sagt: „Mich bestrafst man wegen solcher Bagatellen, während man die Diligence stets frei passiren läßt, die mir auf dem Fuße folgen wird, obwohl auf ihr seit Jahren Kontrebande getrieben wird.“ In der That kam eine halbe Stunde darauf die Diligence mit zwölf Personen, alle in Pelze gehüllt. Man untersuchte den Wagen aufs sorgfältigste, findet aber nichts, und mehrere Passagieren haben schon wieder ihre Plätze eingenommen; nur eine Dame, die sich auf einen Augenblick entfernt hatte, ließ ihren Mantel im Bureau zurück. Ein bei der Douane angestellter Beamter, der die

Schönheit des Mantels bewunderte, findet plötzlich, daß sich der Pelz ganz eigenthümlich anfühlen läßt. Schnell trennt er den Mantel auf, und findet ihn voll der köstlichsten Spigen. Auf der Stelle werden nun die übrigen Passagiere ersucht, den Wagen wieder zu verlassen; sie gehorchten ohne Schwierigkeiten, und nur der Kondukteur sucht sich aus dem Staube zu machen. Nach geschwehener Durchsuhung enthalten alle Mäntel dieselben Schätze; allein zum großen Erstaunen der Douaniers behaupten alle Passagiere ihre Unschuld an der Konstrebande. Der Kondukteur hatte, unter dem Vorwand, es sei in Rußland gegen Ende Oktober schon sehr kalt, den Passagieren die Mäntel geliehen, welche er, wie er sagte, für einen seiner Kommittenten in St. Petersburg gekauft hätte. Die Douaniers forschten ferner nach; trennen das Wagenfutter auf und finden Alles voll verbotener Waaren. Der ganze Wagen war ein Meisterwerk, und der Gang in Berücksichtigung der Strafe von 100,000 Fr. sehr bedeutend sein, welche der Kondukteur zu zahlen hatte. Bedenkt man aber, daß die Schleichhändler ihr Metier schon seit langer Zeit, zweimal des Jahres betrieben hatten, so war ihr früherer Gewinn gewiß so beträchtlich, daß der jetzt erlittene Verlust nur als eine Kleinigkeit erschien.

Wie man fein Glück in der Welt machen kann.

In einem Salon in der Chaussee d'Antin unterhielt sich ein französischer Arzt mit einer deutschen Gräfin von B. . . , seiner Freundin. Unser Doktor beklagte sich, über die Schwierigkeiten, die zu überwinden wären, bis man es zu einem gewissen Rufe bringe. Die Gräfin gab ihm den Rath, galant zu sein; worauf er sie bat, ihn unter ihren Schutz zu nehmen, da sie doch so jung u. schön und von einem so hohen Stande sei. Ach, seufzte die Gräfin, Sie wissen, mein lieber Marcel, daß, obschon Wittwe, ich doch nicht mehr frei bin. Noch sechs Monate, und ich lege mir wieder neue Fesseln an. Mein Vermögen ist zerrüttet, der Graf ist sehr reich und schön und liebt mich, und bald werden wir unser Landgut beziehen. — Aber können Sie mir denn gar nicht behilflich in irgend einer andern Stadt sein? fragte kläglich der Arzt. — Geben Sie mir die Mittel an; was ich in diesen sechs Monaten thun kann, thue ich gern; denn Sie wissen, wie gern ich Ihr Glück befördern helfe. — Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. — Drei Monate später kam plötzlich die achtzehnjährige junge, schöne Wittve Gräfin von B. . . in Baden-Baden an. Es war dies eine Begebenheit für alle reiche Damen daselbst und für heirathslustige Barone und Marquis. Aber auch die Aerzte blieben nicht kalt für diese Begebenheit, denn die Gräfin B. . . war sehr krank, sehr — — — Man verzweifelt an ihren Aufkommen, sie aß und trank nichts mehr und gab alle Aerzte auf, die sie hatte, während diese sie selbst in allen Gesellschaften aufgaben. Endlich kam der Doktor Marcel aus Paris an. Er hatte die Berwegenheit, ihre Rettung zu übernehmen; die Aerzte erklärten ihn laut für einen Charlatan und zuckten die Achsel. Dennoch erschien die Gräfin vierzehn Tage später auf der Promenade. Sie war noch sehr blaß, der Doktor begleitete sie. In einem Nu war unser Doktor der Arzt aller großen Familien; jeder wollte ihn kennen lernen, jeder von ihm kurirt werden und jetzt noch steht er ihn großem

Auf in P
Freundin
zu laden.

An

W

Wie
aus Wien
von auch
,,Gibt m
spaziren,
Hauptstra
lange grü
drängt sic
alle mit
schlossen
da meint
zu stehen
Schild er
hübsche
Baden sel
öffnet w
der Schil
Mode de
von sechs
von Vor
Grisebis
Insignien
ziehen; z
unferer
ten; zum
Ein Wir
nach Egn
ge Gotte
z. B. M
zur Will
fabrikant
durch sei
nicht. M
Komisch;
behandl
— Das

Auf in Paris. Die Gräfin B... ist vollkommen wieder hergestellt und noch die Freundin des Doktors. So oft sie sich jedoch begegnen, können sie nicht umhin, zu lachen. — — — Die Gräfin war nie krank.

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Wignou = Zeitung.

Wien. Das Morgenblatt schreibt aus Wien unter Anderm Folgendes, wovon auch Vieles aus Vesh sein könnte. „Geht man in Wien an einem Festtage spaziren, so ist, wenigstens in den Hauptstraßen, zu beiden Seiten eine lange grüne Wand sichtbar; im Vortere drängt sich Gewölbe neben Gewölbe, die alle mit grün angestrichenen Laden geschlossen sind. Anders an Werktagen; da meint man in einer Gemäldegallerie zu stehen, weil fast jeder Laden seinen Schild trägt. Mitunter finden sich recht hübsche Bilder. Man kann bei diesen Laden sehr oft errathen, wann sie eröffnet wurden; denn gewöhnlich folgt der Schild irgend einer herrschenden Mode des Tages, z. B. zur Königin von sechzehn Jahren; zur Stummen von Vortici; zum Aschenbröbel; zur Griselidis. Es fehlt aber auch nicht an Insanien, die sich auf das Ewige beziehen; z. B. die Puzwaarenschilde zu unserer lieben Frauen von den Schotten; zum Glauben, zur Dreieinigleit. Ein Wirthshaus nennt sich zur Flucht nach Egypten, ein anderes gar das Auge Gottes. Oft steht ein Witz darunter, z. B. Modehandlung zur Zufriedenheit, zur Billigkeit. Herr J. Muck, der Hutfabrikant, gibt eine zarte Andeutung durch seinen Schild: zum Vergißmeinnicht. Nicht selten sind die Schilde sehr komisch; z. B. der eine eleganten Modehandlung; zur schwäbischen Jungfrau. — Das Beiwort bürgerlich spielt eine

große Rolle: es wird dadurch angezeigt, daß der Meister Bürgerrecht habe, somit Handel treiben und Gesellen halten dürfe. Man liest z. B. Andreas Schott, bürgerl. Instrumentenmacher; Johann Ferdinand, bürgerl. Lebzetter; Johann Menzel, bürgerl. Perückenmacher. Wenn einer Doktor ist, so setzt er das breit hin: z. B. Joseph Walz, Wundarzt und Magister der Heilkunde. Es wird viel Industrie mit den Aushängeschilden getrieben. Wenn sich Einer mit Repariren alter Kleider beschäftigt, so läßt er sich einen großmächtigen Schild malen mit der glorreichen Aufschrift: Erste allgemeine Hauptanstalt zum Reinigen der Kleider, als ob es auch besondere standesmäßige Filialien seiner Hauptanstalt gäbe. Es gibt mehrere solche erste Hauptanstalten, auch in andern Fächern, z. B. erste allgemeine Hauptanstalt zum Ausleihen von Beleuchtungsapparaten. — Auch in der Umgegend von Wien fand ich bei flüchtigem Anblick eine Menge sonderbarer Schilde; z. B. in Döbling: Kaiser König Sowaikravique; Ansfahrt zur Hausfrauen-Bildungsanstalt; anderwärts wieder: Joseph Bauerschöber, Akademischer Vergolber, und in einem Dorfe der Brühl: Hier bekommt man Frauen- und Kinderschuhe. In Baden liest man auf dem Schilde des „fastesten“ Bäckers: Bürgerl. Gustobäcker.

Buntes aus London. In England, wie in Frankreich, ist der Fiskus unerbittlich selbst gegen gekrönte Häupter. Man erinnert sich, daß kürzlich ein

ner der Piqueur der jungen Königin Victoria angehalten und aufgefordert ward, die Vassage der königlichen Casualcade über die Brücke zu bezahlen. Da der Piqueur kein Geld bei sich hatte, mußte er ein Pfand zurüklaffen, denn man wollte der Königin von England nicht kreditiren. Gegenwärtig hören wir, daß die Königin-Wittve von den Steuereinnehmern des Kirchspiels St. Martin vor dem Gerichtshof von Westminster wegen einer Summe von 104 Pfd. St. verklagt worden ist, welche sie dem Kirchspiel als Eigenthümerin von Marlborough-House schulde. Es scheint, als ob Ihre Majestät sich zwar nicht geweigert hat, die geforderte Summe zu zahlen, aber nur als freiwillige Gabe, nicht als eine Steuer. Da die Kirchspielbehörden sich weigerten, auf diesen Vorschlag einzugehen, ist eine Klage gegen Ihre Majestät eingereicht worden. — In einem Gasthause zur Shakespears-Hütte, in dem Dorfe New-Lenton starb kürzlich ein Mr. Georges Brewster, ein pensionirter Steuerbeamter, im Alter von 64 Jahren, ohne zuvor krank gewesen zu sein. Die Coroners stellten ihre Nachforschungen über die Ursachen seines plötzlichen Verschwindens an, aus den Zeugnissen mehrerer, die den Verstorbenen gekannt hatten, ging hervor, daß er einen unmäßigen Gebrauch von den Morison'schen Pillen gemacht, und noch kurz vor seinem Tode eine beträchtliche Anzahl davon gekauft hatte. Die Coroners erklärten, Georges Brewster sei eines natürlichen Todes gestorben, doch sei derselbe durch die Morison'schen Willen beschleunigt worden. Der Globe theilt diese Thatfache mit, und enthält navi-

genus noch in derselben Nummer Briefe voll emphatischen Lobes von James Morison, der sich Präsident des brittischen Sanitätskolegiums nennen läßt. In diesen Briefen heißt es unter Anderm, sein Heilmittel rette regelmäßig von hundert Kranken, die von allen übrigen Mitteln aufgegeben sein, neunundneunzig.

Lokal-Zeitung.

Pesther Brücke. Ungarische Blätter geben folgende Details: „Die Haupt-Dimensionen der, nach dem von dem Freiherrn von Sina vorgeschlagenen und von der höchstlichen Reichsdeputation angenommenen Plane, unter Leitung und nach der Zeichnung des Hrn. W. Teney Clart zur Verbindung der beiden Nachbarstädte Ofen und Pesth über die Donau zu erbauenden Ketten-Brücke sind nachstehende: Die Wasserlichte der Mittellöpfung beträgt 640 Fuß; beide Seitenöffnungen sind jede 270 Fuß breit, lassen jedoch dem Wasser einen Durchzug von 1180 Fuß Breite. Die Entfernung des Uferpfeilers bei Pesth von jenem auf der Diner Seite wird zwischen 1500 und 1600 Fuß betragen. In dem Strom werden 2 Pfeiler von Granit und dem schönen rothen Marmor zu Neuborf erbaut, deren jeder 32 Fuß Dite an der Oberfläche des Brückenfahrweges haben wird; die Höhe jedes Pfeilers wird von dem Fundament an 150 Fuß betragen. Balken aus Gußeisen werden die Plattform der Brücke tragen, deren Fahrweg 25 Fuß Breite und an jeder Seite einen Pfad für Fußgänger von 6 Fuß Breite enthalten wird. Das Ganze endlich wird von 12 massiven, geschmiedeten Eisenketten gehalten, deren Gesamtgewicht auf 2000 englische Tonnen (40,000 Centner) und darüber berechnet ist.

Beilage: Der Schmetterling.
No. 19.

Halbjähriger Preis 4 R., mit freier Postzulassung 5 R. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken 5 R. und postfrei 6 R. E. M. — Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb des Wallerthores) in E. Mikler's und F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.